

(Nachdruck verboten.)

15]

Drauf los!

Roman von Jonas Lie.

„Sagen Sie das nicht,“ versetzte Lizzy mit ihrem stillen Lächeln, „meine Schwester und ich hätten solche Lust, ins Theater zu gehen und uns „Den Seeräuber Jenkins“ und „Die schwarze Bande von Louisiana“ anzusehen; aber wir haben niemand, der uns begleitet . . . jedoch mit . . . einem wie Sie — das wäre eine andre Sache . . .“

Rejer war wie vom Himmel gefallen, in einem ganz gewöhnlichen Kosthaus für Seeleute auf ein wirklich feines Fräulein gestoßen zu sein! Aber . . . es giebt gar vielerlei Verhältnisse im Leben, das erfährt man im Auslande . . . ungeheuer viele bitter traurige Verhältnisse!

Das wurde ein heiterer Abend, — erst im Theater und dann in einem Restaurant, wo sie zu Nacht aßen. Es ist selbstverständlich, daß Rejer sich nicht die Ehre nehmen ließ, das Ganze zu bezahlen, — was er aber schwer durchsetzte, denn die Schwestern fanden es unmöglich, dergleichen von „einem eigentlich wildfremden Menschen“ anzunehmen.

Mich Lizzy schlug übrigens vor, daß mittlerweile sie die Rechnung begleichen wolle; sie wolle verhindern, daß er überborteilt werde . . . Fremde seien dem immer ausgesetzt . . . und sie „war nun einmal Rechnungsführerin von Profession!“ scherzte sie, ihm weich in die Augen blickend, während sie bezahlte und in ihr nettes, kleines Notizbuch notierte.

Das kielte ohne Zweifel das Selbstgefühl, nach all' dem gewohnten Sichduden endlich wieder als Gleichgestellter neben so feinen Damen zu sitzen . . .

Als er einige Abende später bei Musik und dem Lichte farbiger Lampen mit den beiden Damen im Vergnügungslokal „Great Hudson“ umher spazierte, traf er den Göttheborger, dem ebenfalls der Mietkontrakt mit „Alet“ abgelaufen war und der nun ohne neue Feuer herumging. Er machte eine drollige Grimasse und gab Rejer eifrig Signal: „Achtzehntausend Teufel,“ flüsterte er ihm hastig auf Schwedisch zu, „Lizzy Pump . . . Schneide den Strich durch, Junge!“

Rejer warf ihm einen zornsprühenden Blick zu und ging mit den Damen weiter. Als sie aber das Etablissement verließen, stand der Göttheborger wieder beim Eingang. „Kapp das Ankertau und laß tristen . . . Aus dem Rachen des Blauhais kommt niemand lebendig heraus! Fort, fort, Du . . .“

Rejer hörte Rejer in der Eile nicht . . . Jedoch nachdem er darüber geschlafen, verlangte er am nächsten Vormittag seine Rechnung.

„Sogleich, Mr. Zuhl,“ antwortete Mich Lizzy freundlich und sah ihn mit so mattem Blicke an, „gerade gestern wollte ich dieselbe für Sie herausziehen! Sie wandte sich zum Pult und begann im Buch zu blättern, um zu notieren.“

Am Zahlisch wurde es lebhafter und lebhafter. Der boarding-master brachte eine Reihe von Aufklärungen und Rechnungen und es kam eine Menge Leute in zerfetzten Kleidern herein.

Rejer mußte sich einräumen, daß Mich Lizzy's Bereitwilligkeit im Grunde schon all seine Zweifel entwaflnet hatte.

„Hören Sie, Mr. Zuhl,“ sagte sie und betrachtete mit resigniertem Lächeln all ihre Arbeit, „können Sie nicht bis später warten? Sie erweisen mir damit einen Dienst! Es ist so viel Paddy aus Cork angekommen und das muß expediert werden!“

In der That wimmelte es hier von Irländern.

„Wenn ich die Abrechnung bis zwei Uhr erhalte, so bin ich ganz zufrieden, Mich!“

Mich Lizzy dankte durch ein mildes, still vertrauliches Lächeln.

„Und dann geben Sie auf Ihre Sachen acht, dieselben sind heute hier nicht sicher!“ flüsterte sie hastig; es war unmöglich zu sehen, daß sie die Lippen rührte, und gleich stand sie wieder unbeweglich am Pult und schrieb.

Rejer empfand Gewissensbisse; sehr ungern wollte er ihr den Eindruck machen, all ihr freundliches Zutrauen mit niedrigem Argwohn erwidert zu haben.

Zur Mittagszeit wurde unter allgemeiner Bewegung die Nachricht ausgerufen, daß „Die Perle des Ozeans“, mit der Bestimmung nach Bahia, bereit zum Ankerlichten im Hafen liege und ungeheure Löhne biete. Der boarding-master Mr. Pump, eine riesengroße, gutmütige, blondhaarige Seemannsercheinung trat heran, schlug Rejer auf die Schulter und erklärte, eine solche Gelegenheit würde dieses Jahr nicht noch einmal kommen. Es sei so fein an Bord wie in einem Tanzsaal . . . Wenn Rejer wolle, so könne er für ihn sogleich abschließen! Der Kapitän war schon dagewesen und hatte nach verlässlichen Leuten gefragt.

Rejer dankte recht sehr; wenn er sich verheuern wolle, so sei er Mannes genug, es selbst zu thun!

„Na, wie Sie wollen!“ antwortete Mr. Pump etwas verlegt.

Der boarding-master hatte aus dem einen oder andren Grund wieder sein Mißtrauen geweckt und Punkt zwei Uhr stand Rejer beim Zahlisch; er trug sein fertiges Bündel in der Hand.

„Also, meine Rechnung, Mich!“

„Ach, diese habe ich ganz vergessen . . . morgen.“

„Nein, sogleich, muß ich bitten, — wenn dieselbe bezahlt werden soll!“

Sie starrte ihn mit mattem Blicke an und zog die Glockenschür.

„Sagen Sie Mr. Pump, Mr. Zuhl wünsche seine Rechnung!“ Sie fuhr zu schreiben fort.

Als der boarding-master erschien, nahm er von ihr Notizen und Rechnungen entgegen und schrieb und addierte mit der sorgfältigsten Genauigkeit. Er ließ sich hübsch Zeit und vergewisserte sich wiederholt über jeden einzelnen Posten. Endlich richtete er seine schwerfällige Gestalt empor.

„Darf ich bitten, Mr. Zuhl . . . Dreiundsiebzig Dollars zweundsiebzig Cents . . .“

„Wie? Was soll das bedeuten? Für fünf Tage?“

„Sie haben sich mit Kleidern vorgeesehen. Mr. Zuhl — ein Hut vier Dollar, eine Weste um fünf, Halstuch und Krage vier, Schuhe sechs, und dann eine kleine Ehrenschuld für Vergnügungen in Montreal . . . die Auslagen für die Damen. Belieben Sie selbst zu lesen . . . Posten für Posten. Ich wage zu versichern, sehr genau, das müssen Sie selbst einräumen . . .“

Rejer stand mit der Rechnung in der Hand da . . . Dreiundsiebzig Dollar! Fünfzehn Dollar mehr, als er besah! Jeden Tag eine Monatsheuer verpufft — und noch obendrein mit zwei, drei in der Kreide! Das . . . das . . . das mußte Betrug sein, ein fürchterlicher Betrug . . . Er sandte Mich Lizzy einen empörten Blick zu. Diese aber wurde dadurch so wenig angefochten, blieb so ruhig, daß er sich doch nicht enthalten konnte, wieder zweifelhaft zu werden. Er kannte ja die hiesigen Preise nicht!

Er befand sich in der peinlichen Lage, nicht zu wissen, ob er sich höflich oder rasend geberden sollte. Wenn sonst nichts weiter, so mußte er doch trachten, seine Rechnung um fünfzehn Dollars zu vermindern.

„Das ist eine ganz unsinnig hohe Rechnung, Mr. Pump . . . aber lassen wir es hingehn! Ziehen Sie mir die fünfzehn Dollar ab, das macht dann achtundsiebzig, accurat so viel, als ich besitze!“

„Unmöglich, Mr. Zuhl — die Rechnung ist nicht um einen Cent zu hoch!“

„Mr. Zuhl war so artig, sich für mich und meine Schwester in Unkosten zu stürzen . . . ich würde mit Vergnügen meinen Anteil selbst bezahlen,“ wendete Mich Lizzy sanft ein.

Diese Bemerkung brachte Rejers Ehrgefühl zum Aufblühen.

„Ich danke, Mich, — bin ich hineingeplumpst, so werde ich mich wieder selbst herausholen . . . Mr. Pump,“ sprach er und wandte sich plötzlich zu diesem, „ich habe achtundsiebzig Dollar in der Tasche, wollen Sie mir beistehen, meine neuen Kleider zu verkaufen, so . . .“

Mr. Pump dreht bloß seine schwere Person um und nickte ein paar Leuten mit goldverschmürter Mütze zu, welche ganz neben der Thür, die zum inneren Saale führte, ihr Essen bezehrten.

„Mr. Fearwater, erster Steuermann der „Perle“,“ sibt

gerade da und verheuert; er bietet jeden Preis für einen Mann wie Sie, Mr. Zuhl . . . unerhörten Lohn!"

Mr. Fearwather kam in Begleitung seines handfesten dritten Steuermanns herein.

Nejer war in Geldklemme, — Ehrenschulden und andres! Da konnte nicht länger die Frage sein, ob er wolle oder nicht. — Das Leben an Bord der „Perle“ gleich dem in einem feinen Restaurant, sagten die Leute, und Dollars gab es bis über die Ohren!

„Pretty fellow, the Norseman! Wir müssen sogleich an Bord, my boy!“

Unten auf der Straße begegneten sie dem Göttheborger.

(Fortsetzung folgt.)

Weiteres aus der Zeit des Socialistengesetzes.

Im New Yorker „Pionier-Kalender“ auf das Jahr 1902 erzählt Genosse Hermann Schlüter:

... Vor und nach dieser Wahl (1881) nahm der Kampf mit der Polizei seinen ungestörten Fortgang. Man spielte der heiligen Hermendad Pöffen, wo immer es nur möglich war. In vielen Fällen spielten die Polizisten eine so lässliche Rolle, daß sie sich selbst vor ihren Bekannten und Kollegen schämten. Die Socialisten kannten nicht nur jeden einzelnen Punkt des Socialistengesetzes, sondern auch der sonstigen gesetzlichen Bestimmungen und amtlichen Verfügungen, nach denen die Beamten bei ihren Amtshandlungen sich zu richten hatten und sie sahen genau darauf, daß dieselben beachtet wurden. Das brachte die Polizei häufig genug in denkbar lächerlichste Situation. Verzweifelt rief einmal in der Nähe von Dresden ein sächsischer Gendarm einem bekannten Genossen zu, der ihn auf die Nichtbeachtung irgend einer dienstlichen Vorschrift aufmerksam gemacht hatte: „Sie kennen das Gesetz ja viel besser als wir; warum thun Sie denn das!“ Das sächsische Vereinsgesetz verlangt, daß der überwachende Beamte entweder durch ein Abzeichen (Uniform usw.) als Beamter kenntlich sein müsse oder daß er sich dem Vorsitzenden der Versammlung mit einer Legitimation vorzustellen habe. Den hiederen Gemeindevorsteher und Bürgermeister kleiner Städte erlaubte es ihr Stolz gar nicht, irgend einem Socialdemokraten, der den Vorsitz in einer an sich schon verdächtigen Versammlung führte, eine schriftliche Legitimation vorzulegen. So mußten diese Herren denn, wenn der Vorsitzende ein beherzter Mann war, aus der Versammlung, in deren Verhandlungen sie amtlich hatten eingreifen wollen, erst nach der Gemeindefanzlei gehen, um sich eine schriftliche Legitimation zu holen, durch die ihr Charakter als überwachende Beamte festgestellt wurde. Eine besonders komische derartige Scene spielte sich einmal in dem erzgebirgischen Städtchen Lunzenau ab, in welchem der socialistische Abgeordnete Max Kahser eine Versammlung hielt. Der Bürgermeister der Stadt war als überwachender Beamter anwesend, hatte sich aber nicht legitimiert. Er unterbrach die Ausführungen des Redners, wurde aber von diesem gefragt, wer er sei und was er wolle. „Ich bin der Bürgermeister von Lunzenau, ich gebiete hier!“ rief erbozt das Stadtoberhaupt aus. „Ja“, meinte Kahser, „das kann jeder sagen. Haben Sie Legitimation?“ „Die brauch' ich nicht, mich kennt jedermann hier.“ „Kennt Ihr den Mann?“ frag Kahser jetzt mit listigem Augenblinken die anwesenden Arbeiter und von allen Seiten tönte es in ganz harmlosem Tone zurück: „Nein, nein, kein Mensch kennt ihn!“ Der wütende Bürgermeister mußte abziehen und als er schließlich mit seiner geschriebenen Legitimation zurückkam, hatte die Versammlung der Arbeiter ihr Ende erreicht.

Bei einer andren Gelegenheit — es war bei einer Versammlung im Planenschen Grunde, bei der Max Kahser referierte — versuchte der überwachende Beamte — ein Gendarm in voller Uniform — den Redner zu unterbrechen und die Versammlung aufzulösen. Kahser rief ihm zu! „Sie haben ja gar kein Recht, die Versammlung aufzulösen!“ und redete ruhig weiter. Der Gendarm, erst verwirrt, dann wütend, suchte seiner Autorität Geltung zu verschaffen. Eine lebhaft Auseinandersetzung zwischen ihm und dem Redner folgte, bis Kahser ihm schließlich zurück: „Wenn Sie Amtshandlungen vornehmen wollen, müssen Sie nach einer Verordnung Ihrer vorgelegten Behörde das Sturmband Ihres Helmes heruntergelassen haben! Man kann sich das Gaudium der versammelten Arbeiter vorstellen, als der Gendarm jetzt seinen Helm abnahm, das Sturmband desselben loslöste und herunterließ, dann den Helm wiederum aufsetzte und nun würdevoll erklärte: „Im Namen des Gesetzes löse ich diese Versammlung auf!“

Auch bei den zahllosen Hausdurchsuchungen kamen oft die kuriossten Dinge vor. Ein Arbeiter, der besonders häufig mit polizeilichen Durchsuchungen seiner Wohnung beehrt wurde und bei dem die Polizei die Genauigkeit ihrer Nachforschungen so weit trieb, daß sie die Rückwände der an der Wand hängenden Bilder einer Inspektion unterzogen, verpackte sich einige Karikaturen — Köpfe, die die Zunge weit heraus gestreckt zeigten — und besetzte sie

hinter seinen Bildern. Als bei der nächsten Hausdurchsuchung die Polizei ihr Werk wieder begann und hinter die Bilder an der Wand schaute, streckte sich ihnen die Zunge der Karikatur lang entgegen. Ihr Argter war groß, aber machen konnte sie nichts dagegen. War es doch weder socialistengesetzlich noch sonst strafrechtlich verboten, seine Wände nach seinem eignen Belieben zu schmücken. —

Von den Socialistenhebern, die sich besonderen Eifers beileigten, sind die Namen Paul und Weller in Dresden bekannt geworden. Eines Tages hatte die Dresdener Amtshauptmannschaft als Landespolizeibehörde eine Nummer der „Dresdner Presse“, die unter Redaktion von Max Regel und Hermann Schlüter erschien, verboten und den Kriminalrat Weller mit der Ausführung des Verbotes beauftragt. Dieser schickte seinen politischen Kommissar Paul auf das Bureau der erwähnten Zeitung, um dort die verbotene Nummer zu konfiszieren und gleichzeitig die neue im Entstehen begriffene Nummer des Blattes in der Druckerei ablegen zu lassen. Als nun einige Stunden später die schriftliche Begründung des Verbotes den Herausgebern des Blattes zugestellt wurde, stellte sich heraus, daß nicht, wie die Polizei angenommen hatte, die eine Nummer der „Dresdner Presse“ und das Weitererscheinen derselben durch die Amtshauptmannschaft verboten worden war, sondern nur die eine Nummer. Natürlich wurden die Herren Paul und Weller sofort auf ihren Irrtum und ihren Uebereifer aufmerksam gemacht. Ihre Verlegenheit war groß und sofort erklärten sie sich bereit, alle Kosten für den gemachten Schaden, für das Ablegen des Zeitungsfahes und den Verlust von Inseraten, aus ihrer eignen Tasche zu decken. Die Rechnung wurde specifiert eingereicht. Sie schien dem Herrn Paul etwas sehr hoch, denn er meinte, er habe niemals so viele Anzeigen im Blatt gesehen, als ihm dort angedruckt wurden. Nichtsdestoweniger zahlte er. Das Geld aber kam den Zeitungsherausgebern recht gelegen. Es herrschte bedrückende Geldklemme und oftmals hatte Redaktion und Verwaltung erst auf eine Einnahme zu warten, ehe sie es wagen durfte, sich nach irgend einem Restaurant zur Stillung ihres Hungers zu begeben. Max Regel begrüßte damals den fernern Schritt jedes Ankommenden mit den hoffnungsvollen Strophen:

„Es naht, es naht,
„Es naht ein Inserat! —“

Man kann sich denken, mit welcher angenehmen Empfindungen unter diesen Umständen die Fülle des Weller-Paulschen Geldes deshalb begrüßt wurde. —

So sorgten Polizei und Gerichte und Behörden aller Art dafür, daß auch unter den grausamsten Verfolgungen den deutschen Arbeitern der Humor nicht ausgehe. Als eines Tages einige Genossen in Dresden in einem Fischladen, in dem sie sich zum Einkauf von Schwämmen befanden, verhaftet und mit einer Hochverratsklage bedroht wurden, sangen die Dresdener Arbeiter einige Tage später auf ihren Zusammenkünften u. a. die folgenden Verse:

„Pascht' siget immer noch,
Zuchheidi, zuchheida!
Auch der Kaiser ist im Loch,
Zuchheidi, zuchheida!
Ach sich in Sardinien satt
Sist der reene Hochverrat,
Zuchheidi und zuchheida,
Zuchheidi, heida zc.“

... In der Reaktionsperiode nach 1848 war im Lande des Oblemensaffees und des Meißner „Porzellans“ ein Gesetz erlassen worden, das das Tragen „republikanischer Abzeichen“ verbot. Die rote Fahne aber galt den sächsischen Behörden und Nichtern natürlich als ein „republikanisches Abzeichen“ und wo sie etwas Nottes sahen, stürzten sie sich mit der ganzen Wut des Tieres, mit dem sie die Abneigung gegen alles Note gemein hatten, auf die Träger dieser „Abzeichen“. Und als „Abzeichen“ galt ihnen überhaupt alles, was ihnen nicht paßte. Band, Federn, Blumen, — künstliche und natürliche Schleifen — von Fahnen und Bannern ganz abgesehen — galten in sächsischen Polizeizeugen als „republikanische Abzeichen“, natürlich nur dann, wenn die Träger dieser Abzeichen „notorisch“ als Socialdemokraten bekannt oder wenn sie von vornherein als Arbeiter und Proletarier des Socialismus und damit „republikanischer Gesinnung“ verdächtigt waren. Daß aus dieser Polizei-Auffassung sich die kuriossten Vorurteile entwickelten, ist selbstverständlich; begreiflich auch, daß die Socialdemokraten in ihrem Kampfe mit der Polizei oft genug die Gelegenheit wahrnahmen, den Organen der öffentlichen Sicherheit die rote Farbe vor Augen zu führen.

In Dresden starb der als Socialdemokrat bekannte Drechslermeister Herbig. Die Genossen — Männer und Frauen — beteiligten sich trotz des regnerischen Wetters zahlreich an seinem Begräbnis. Die Straße vor der Wohnung des Gestorbenen war mit Menschen angefüllt und nahezu alle von ihnen trugen eine rote Nelke im Knopfloch. Die Polizei unter Aufsicht des politischen Kommissars Paul war ebenfalls zahlreich zur Stelle. Plötzlich befahl Paul, daß alle roten Blumen aus den Knopflöchern entfernt werden sollten und jedem einzelnen der Anwesenden, Männer wie Frauen, wurde polizeilich befohlen, seine rote Blume zu entfernen. Man war gezwungen, dem Befehl nachzukommen, wollte man sich nicht der Verhaftung aussetzen. Die roten Nelken wanderten in die

Zacke und Gesez und Ordnung schienen gerettet. Aber die Polizei hatte die Rechnung ohne die Frauen gemacht. Diese, in einer Anzahl von 40 bis 60, marschierten dem Leichenwagen in einem Zug voran. Wie erwähnt, herrschte schlechtes, regnerisches Wetter und es erschien als selbstverständlich, daß die reinlichen Sächsimen, um ihr Oberkleid vor dem Schmutz zu schützen, dasselbe ein Stück aufhoben. Was aber mußten da die Polizei-Augen sehen! Das verbotene Rot leuchtete in möglichst intensiver Nuance unter den aufgehobenen Kleidern der marschierenden Frauen hervor. Nahezu jede derselben trug einen roten Filzunterrock, wie sie damals gerade in Mode waren und leuchtend wurden die verbotenen „republikanischen Abzeichen“ durch die Straßen von Dresden getragen. Gegenüber Frauenlist erwies sich auch die Dresdener Polizei als ohnmächtig. Sie konnte doch unmöglich den socialistischen Frauen gebieten, sich auf der Straße ihrer „republikanischen Abzeichen“ zu entledigen oder etwa anordnen, daß die Frauen ihre Oberkleider im Schmutz nachzuschleppen hätten. Noch lange bot dieser Streich der socialistischen Frauen Dresdens gegen die Polizei Gesprächsstoff in Parteitreifen.

Als Beispiel dafür, was damals unter dem Socialistengesetz einem socialistischen Volksvertreter alles passieren konnte, mögen hier die Fahrten Max Kahfers kurz geschildert werden. Kahfer, der den Wahlkreis Freiberg im deutschen Reichstage vertrat, wurde in Dresden zu einer Gefängnisstrafe verurteilt und auf Grund des sächsischen Heimatgesetzes ausgewiesen. Man übergab ihm seitens der Behörde ein gedrucktes Circular, in dem er, der Reichstags-Abgeordnete, angewiesen wurde, sich alles Landstreichens zu enthalten, nicht in fremden Stätten zu nächtigen, nicht zu betteln und nicht zu stehen. Er kam nach Dresden zurück, als seine Ausweisungssfrist abgelaufen war, um bald darauf wieder verurteilt zu werden. Gleichzeitig sprach der Gerichtshof gegen ihn die Anwendung eines Paragraphen des Socialistengesetzes aus, nach welchem ihm der Aufenthalt in allen Orten des Deutschen Reichs verweigert werden könne, wo er noch nicht sechs Monate gewohnt habe! Diese Bestimmung hatte Geltung für die ganze Dauer des Socialistengesetzes. Die Ausweisungen, die gegen Kahfer verfügt worden auf Grund des sächsischen Heimatgesetzes, hatten nur ein Jahr Geltung. Nachdem nach Ablauf eines Jahres eine zweite Ausweisung aus Dresden auf Grund des Heimatgesetzes — als Sträfling — hinfällig geworden war, lehrte Kahfer wieder nach dort zurück. Nun war für ihn die Situation die folgende: Er hatte das Recht in der Stadt Dresden zu sein. Aus der Kreisbahnmannschaft Dresden aber — der unmittelbaren Umgebung der Stadt — war er ausgewiesen. Er war aber Reichstags-Abgeordneter und mußte nach Berlin, mußte also dann durch das Gebiet, aus welchem er ausgewiesen war, und dessen Betreten ihn straffällig machte. Um Klarheit zu bekommen, was zu thun sei, wandte sich Kahfer persönlich an den General-Staatsanwalt von Schwarze, um ihn zu einem Gutachten über seinen Fall zu veranlassen. Der General-Staatsanwalt nahm all seinen juristischen Scharfsinn zusammen und erklärte seinem Reichstags-Kollegen Kahfer schließlich folgendes: Er dürfe in einem Eisenbahnzuge durch das sonst für ihn verbotene Gebiet der Kreisbahnmannschaft Dresdens reisen, aber nicht aussteigen, da er sonst Baumbuch begehe und der Gefängnisstrafe verfallt. Kahfer warf ein: „Wenn aber jetzt der Eisenbahnzug während dieser Fahrt durch das verbotene Gebiet verunglückt, wenn z. B. ein Rad bricht und ich den Wagen zu verlassen habe.“ „Das müssen Sie auf Ihr eigenes Risiko nehmen“, lautete der Entscheid des Juristen.

Das Ausbringen von Geldern konnte natürlich nicht einheitlich sein. In dieser Stadt wurde in dieser, in jener in anderer Weise dafür gesorgt, daß der Partei die Munition nicht ausgehe. Je nach verschiedenen Umständen wurden auch die Geldmittel auf verschiedene Weise zusammengebracht. Es wurde viel Phantasie darauf verwandt, auf legale Weise Geld zusammenzubringen; teils mit Erfolg, teils ohne dem. Ging es aber nicht legal, so ging es desto besser unlegal. Man fand tausenderlei Mittel und Wege, um auch in dieser Beziehung der Polizei ein Schnippchen zu schlagen. In einzelnen Orten gab man regelmäßig monatlich eine Broschüre heraus, die im Geheimen verbreitet wurde und die als Parteibeitrag galt. Der Ueberfluß floß natürlich der Parteikasse zu. Anderswo gab man kleine Zeitungen heraus, so groß oder so klein vielmehr wie eine Hand, wie z. B. in Dresden, wo man unter dem Namen „Chronik“ ein derartiges Blättchen eine kurze Zeit herausgab und den Ueberfluß zu Parteizwecken verwandte. Dann wurden unter allen möglichen Vorwänden Vergünstigungen veranstaltet, deren Eintrittskarten als Parteibeitrag galt. Ausflüge aller Art wurden veranstaltet und unter der Nase der Polizei Gelder gesammelt, die für irgend einen stillen Zweck verlangt wurden. Häufig wurden diese Sammlungen vorgenommen, für die „Zwillinge“, die irgend ein Genosse Meier oder Schulze erhalten haben sollte, und für gewöhnlich war der Inhaber des gesammelten Geldes über alle Berge, wenn die Polizei sich erkundigen wollte, wo der Genosse Meier oder Schulze denn wohne. Die natürliche Organisation der deutschen Arbeiter unter dem Socialistengesetz war die Fabrik und dort wurden denn auch häufig, besonders in Orten mit starker socialistischer Organisation, ganz regelmäßige Sammlungen für die Partei angebracht. So in Hamburg monatlich rund 2000 M. Ostwärts verkaufte man auch Karten, die als regelmäßiger Parteibeitrag galten. Die gelungenste dieser Karten wurde von den Genossen in Karlsruhe ausgegeben. Sie zeigte das Bild eines Pfeifers, der

seine Flöte blies, eine Anspielung auf den bekannten Ausruf Brades im Reichstag: „Wir pfeifen auf das Gesez!“ Auch sonst brachten die Genossen in Baden Humor in ihre Agitation. Hielten sie eine Versammlung oder Zusammenkunft ab, die die Polizei nichts anging, und merkte irgend einer der Genossen eine verdächtige Person im Kreise der Anwesenden, einen bekannten oder unbekanntem Spitzel, so stimmte er nach der Melodie der „Wacht am Rhein“ das Lied an, das als einziger Text den Satz enthielt: „Es liegt ein fremder Kerl im Bett!“ Jeder der Anwesenden wußte nun sofort, woran er war und konnte sich danach richten. —

Kleines Feuilleton.

k. Ein Weiberdorf. Ein Londoner Blatt erzählt: Weit entfernt von dem Lärm der großen Städte liegt in einer einsamen Ecke von South Pembroseshire das Dörfchen Langum, das durch seine Austerzucht und durch sein Weiberregiment in der ganzen Umgegend bekannt ist. Seine Bewohner sind eine Masse für sich, mit ihren eignen Gesezen, ihrer Ausschließung des Fremden und ihrer äußersten Mißachtung der Welt jenseits ihrer Grenzen. Als herrschender Gesez existiert in diesem einsamen Dorf der Mann nicht und hat er auch niemals existiert. Es ist seit undenklichen Zeiten so gewesen wie heute, und es giebt auch keine Anzeichen, daß eines Tages das männliche Element statt des weiblichen vorherrschen wird. Bis jetzt hat hier noch nie Unzufriedenheit die allgemeine Eintracht gestört. Ueberall bemerkt man die Oberhoheit der Frau. Auf den mit Kieseln bedeckten, felsigen Ufern leiten die Frauen das Ein- und Auslaufen der Boote, „bemannen“ sie oft und erwerben ihren Lebensunterhalt durch die See. Die Frau regelt den Haushalt, weist ihrem Gefährten seine häuslichen Arbeiten zu und bringt ihn auf den Weg, den er gehen soll. Wenn man im Gasthause sitzt, den Klatsch im Orte hört, fragt, wem dieses oder jenes Haus gehört, wer an der Bar steht und Bier trinkt, so hört man die Antwort, das ist Anne Palmers oder Sarah Morgans oder Rebekka Bruscotts Mann. Und man muß zugeben, daß dieses System sich sehr bewährt. Der Ehemann in Langum verlangt kein Mitleid, er wäre nicht einmal dankbar dafür. Wenn er abends mit seiner getreuen Nachkommenschaft, die um ihn spielt, vor der Haus Thür steht, während Frau und Tochter drinnen den Gewinn der Tagesarbeit berechnen, wird er durch keine innerliche Unruhe gequält. Da er aller Verantwortlichkeit für das Leben beraubt ist, ist er so ruhig wie die Auster, die seine Heimat berühmt gemacht hat. Seine Frauen beunruhigen ihn nicht mit ärgerlichen Klagen und hysterischen Anforderungen. Die Mode steht in Langum still, aber trotzdem entbehren diese kräftigen Evasstöchter in ihren kurzen reinlichen Flanellröcken, ihren formlosen Wiber- oder niedrigen Filzhüten, ihren groben Strümpfen, deren Holzschuhen und ihren unvermeidlichen Tragkörben, die sie an Lederriemern über den Schultern tragen, der Anmut nicht. Sie haben einen hellen Teint, helle Augen, schöne Züge, kraftvolle Glieder, sind groß, gerade und haben eine stolze Haltung, die Matrone in Langum oder die Fischverkäuferin sind die beachtenswertesten Persönlichkeiten der ganzen Grafschaft. Mit ihren fastigen Austern und den feuchten schimmernden Fischen, die im Tragkorb zappeln, wird sie überall gern gesehen; in jedem Haus am Wege oder auf dem Gut kennt man ihren schnellen schweren Tritt und läuft gern etwas von ihrem Vorrat. Sie trotzt der Entfernung und dem Wetter, und wenn man sie schon am frühen Morgen auf dem Wege zum Markt trifft, findet man sie bei Anbruch der Nacht noch in ihrem gut gehaltenen, hübsch bemalten Boot auf dem Cleddau rudelnd. Die Frauen Langums sind zu jeder Tageszeit und bei jedem Wetter unterwegs und kernen weder Ermüdung noch Furcht, sie führen das ganze Jahr ein gehobenes Leben im Freien, und Krankheit scheint bei ihnen fast unbekannt. Schon früh beginnen sie ihr arbeitsreiches Leben und lernen ein Boot regieren, lange ehe sie die Schwierigkeiten des Lesens überwinden haben. Mit fünfzehn oder sechzehn Jahren sind sie mit jeder Einzelheit ihres Handels vertraut und verdienen dann das Brot für die Familie. Aber trotz ihres mühseligen Lebens bewahren sie viele Jahre Gesundheit und Kraft. —

Die 73. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte in Hamburg hat am Freitagabend mit einem glänzend verlaufenen Stommers ihr offizielles Ende gefunden, dem sich am Sonnabend eine Fahrt nach Helgoland anschloß auf zwei Schiffen, welche die Nordsee-Linie den Naturforschern zur Verfügung stellte. Ueberhaupt hat die diesmalige Naturforscher-Versammlung, was den anderen Glanz und die Festlichkeiten anlangt, ihre Vorgängerin in Aachen erheblich übertroffen. 3500 männliche, 120 weibliche Teilnehmer, im ganzen also 4700 zählte der Kongreß gegen nur 1100 (800 männliche und 300 weibliche) im Vorjahr in Aachen. Die ganze Woche hindurch herrschte das herrlichste Wetter, so daß die Stimmung aller Teilnehmer durchweg eine freundliche blieb.

Schon zweimal hat Hamburg die Naturforscher in seinen Mauern gesehen; zum erstenmal im Jahre 1830. Damals fanden sich im ganzen 242 Teilnehmer zusammen, die in gemeinsamen Sitzungen ihre Arbeiten erledigten. Dann wieder 46 Jahre später, im Jahre 1876. Inzwischen war die Spezialisierung der Wissenschaften, die Trennung in einzelne umfangreiche Gebiete, so weit vorgeschritten, daß man zur Erledigung der Arbeiten in getrennten Sektionen schreiten mußte; man behielt nur zwei allgemeine

Sitzungen bei, in denen über Dinge von allgemeinerem Interesse referiert wurde.

Die immer weiter getriebene Specialisierung der Wissenschaften scheint nunmehr ihren Höhepunkt überschritten zu haben, und immer mächtvoller macht sich das Bedürfnis nach größerer, einheitlicherer Zusammenfassung geltend. Deshalb wurden früher getrennte Abteilungen in diesem Jahre wieder zu einer einzigen zusammengefaßt, und außerdem gemeinschaftliche Sitzungen der Hauptgruppen eingerichtet, welche in ihrem Charakter mit den allgemeinen Sitzungen übereinstimmen. In solchen Sitzungen wurde die Atomistik sowie die Descendenzlehre behandelt, über welche wir berichtet haben.

Uebrigens kommen auch recht wertlose Vorträge vor; Freitag in der allgemeinen Sitzung z. B. sprach Prof. Reinte aus Kiel, „Ueber die in den Organismen wirksamen Kräfte“, und brachte dabei so trauriges Zeug über die Begriffe Kraft und Energie vor, daß ein solcher Vortrag der Versammlung sicherlich nicht zur Ehre gereicht.

Die Bedeutung der Versammlung in wissenschaftlicher Beziehung liegt darin, daß die Fachgenossen aus ganz Deutschland sowie aus einigen fremden Ländern — die Wissenschaft ist eben international — sich persönlich nahe treten und bei dem Austausch ihrer Ideen Anregungen der verschiedensten Art hatten. Deshalb ist die Arbeit in den Abteilungen von größter Wichtigkeit, und man muß zugeben, daß trotz der zahlreichen Zerstreungen, die Hamburg an sich bietet, zumal bei schönem Wetter, und trotz der zahlreichen Festlichkeiten, die den Naturforschern zu Ehren veranstaltet wurden, die Abteilungsitzungen stets recht gut besucht waren; freilich 100 Personen waren durchschnittlich nicht in jeder Sitzung, und das würde bei den 27 Abteilungen erst 2700, nicht 3500 ausmachen. Man sieht, daß ein erheblicher Bruchteil sich nur amüsierte.

Manches Ueberraschende wurde in den Abteilungen geboten. Die singende Bogenlampe bei den Physikern haben wir bereits erwähnt. In der Abteilung für Hautkrankheiten führte Prof. Bang aus Kopenhagen eine neue Lampe vor, die er bei den Heilverfahren mittels Lichts benützt; hierbei wies er Fälle von Lupusheilung nach dieser von Finisch eingeführten Methode vor, die geradezu Sensation erregten. Vor den Augenärzten hielt der Münchener Professor Kaeßmann einen Vortrag über Farbenssehen und Malerei, worin er betonte, daß von den gebildeten Menschen beinahe die Hälfte kein normales Empfindungsvermögen für Farben hätte; selbst bei Malern glaubte er dieses nachweisen zu können. In der chemischen Abteilung überraschte der Restor der deutschen Chemiker, Bayer aus München, durch Mitteilungen über neue Sauerstoff-Verbindungen, welche dieses so wohlbekannte Element mit ganz neuen Eigenschaften zeigen. Kurz, es zeigte sich überall reges wissenschaftliches Leben, kein Stillstand, sondern rüstige Arbeit, die den Fortschritt verbürgt.

Auch die wissenschaftlichen Ausstellungen müssen erwähnt werden; so zeigte die Röntgen-Ausstellung die immensen Fortschritte, welche technisch auf dem Gebiet der Röntgen-Photographie gemacht sind. Die Technik ist hier der Wissenschaft voran; doch steht auch diese den Kathoden- und Röntgen-Strahlen nicht mehr so verständnislos gegenüber, wie noch vor einigen Jahren — das beweisen gerade verschiedene Vorträge in der physikalischen Abteilung.

Der Ort für die Naturforscher-Versammlung des nächsten Jahres wird Karlsbad sein; das wurde in einer Geschäftsitzung am Mittwoch beschlossen. Hier wurde auch über einen von medizinischer Seite gestellten Antrag beraten, der wissenschaftliche Ausschuß der Naturforscher-Gesellschaft solle eine Kommission schaffen, die jährlich einmal eine Sitzung über neue Mittel veranstaltet, das Ergebnis in übersichtliche Form bringt und auf der Naturforscher-Versammlung zur Diskussion stellt. Der Antrag wurde durch mehrere Zusätze erweitert und sollte heute vormittag weiter beraten werden. Ueber seine Annahme oder Ablehnung habe ich noch nichts erfahren; bei der großen Zahl unserer Heilmittel, die alljährlich auf dem Markt erscheinen, würde eine gründliche Untersuchung und Besprechung derselben auf dem Naturforscher- und Kerkztage jedenfalls recht nützlich sein. — Bt.

Theater.

Deutsches Theater: „Die Hoffnung“ von Gehermanns. — Das Deutsche Theater feierte einen Erfolg, der nach dem zweiten Akt jeden hinreizen mußte. Nach dem dritten Akt hielt er sich, aber ohne die glanzvolle Darstellung im allgemeinen und die unvergleichliche Lehmann im besonderen hätte er sich doch wohl schwerlich gehalten. Der vierte Akt fiel ab. Unter allen Umständen aber war es gut, diese Dichtung (eine solche ist es nämlich) aufzuführen.

Seiner Art nach ist das Drama in allem und jeden ein Milieudrama. Kein beherrschender Charakter steht im Mittelpunkt; wir lernen keinen bedeutenden Menschen in den Tiefen seiner Seele kennen, und somit verzichtet Gehermanns auf das, was in aller Ewigkeit den eigentlichen Reiz des Dramatikers ausmachen wird. In dieser Beziehung steht beispielweise Schläfs „Meister Delze“ höher; er enthält mehr logischen Scharfblick, wertvollere Gestalten. Dafür fehlt der „Hoffnung“ freilich der reizvolle Zug, der dem Drama Schläfs ohne Zweifel zugesprochen werden muß. Die Bilder aus dem Fiskerleben entfallen sich froh, leicht, farbig und fesseln zumal in den beiden ersten Akten in ganz ungewohnter

Weise. Mitunter hat man den Eindruck, als sähe man vor dem Bild eines alten niederländischen Meisters, was für ein Drama, das seine Wirkung in der Schilderung sucht, gewiß kein geringes Lob ist. Im dritten Akt empfindet man einen gewissen Stillstand der Handlung und eine leichte Ueberfättigung an Schilderung macht sich geltend. Der vierte endlich ist Theater im schlechten Sinne des Wortes.

Am meisten wundert mich, daß Gehermanns eine naheliegende Möglichkeit nicht ausgenutzt hat. Er hätte seinen Meeder so leicht zu einem durchaus korrekten einwärtsfreien Kapitalisten machen können, zu einem Mann, der in der Welt des Kapitalismus durchaus so handelt mußte, wie er eben gehandelt hat. Dann wäre nicht ein einzelner Mensch bloßgestellt, was immer ein bißchen an Tendenzschriftstellerei erinnert, sondern eine eiskalte Institution hätte menschliches Glück als Opfer gefordert. Dann hätte sich auch der Meeder in einer Zwangslage befunden und die eherner Notwendigkeit hätte die Dichtung beherrscht. Dann hätten wir eine Tragödie gesehen, während wir nur uns mit einem verdienstvollen, oft ergreifenden Bild aus dem Fiskerleben begnügen mußten.

Die Darstellung, die ich im einzelnen nicht würdigen kann, war schlechthin vollendet. Es giebt in der ganzen Welt keine Bühne, die eine derartige Dichtung derartig spielen könnte. Am hellsten strahlte wohl die Kunst Else Lehmanns und Kayserers. Aber alle, die etwas Wesentliches zu thun hatten, waren brillant. — E, S.

Notizen.

— Der Bühnenvertrieb der sämtlichen dramatischen Werke Ludwig Anzengrubers geht mit dem 1. Oktober d. J. in den Verlag Eutsch über. —

— „Das tägliche Leben“, ein Zweiakter von Rainer Maria Rilke, ist für die literarischen Abende des Residenz-Theaters angenommen worden. Das Stück wird bei Albert Laugen als Uuch erscheinen. —

— „König Laurin“ heißt ein neues Trauerspiel von Ernst v. Wildenbruch. Die Tragödie schildert den Kampf der Ostgothen gegen Byzanz. —

— „Floro und Flavio“ betitelt sich das neue Stück der Firma Schönthan und Koppel-Ellfeld. Das Schauspielhaus wird die Komödie bereits im Oktober aufzuführen. —

— Kurt Gaudes Tragödie „Sebastian“ hatte bei der Erstaufführung im Dresdener Schauspielhaus einen starken Erfolg. —

— Richard Stowronneds Schauspiel „Das schwarze Schäflein“ erhielt bei der Erstaufführung im Hamburger Thalia-Theater starken Beifall. —

— Korfiz Holms dramatisches Gedicht „Die Könige“ wird im Münchener Hoftheater zur Aufführung gelangen. —

— Philipp Langmanns Drama „Corporal Stoehr“ erlang bei der Erstaufführung im Wiener Raimund-Theater einen guten Erfolg. Das Stück entrollt Familienbilder aus einem schlesischen Glasbläserbezirk. —

— M. E. delle Grazias Drama „Der Schatten“ erzielte bei der Erstaufführung im Wiener Burg-Theater einen starken Erfolg. —

— Zola hat seinen Roman „La Terre“ dramatisiert; das Stück wird demnächst im Pariser „Theatre Antoine“ in Scene gehen. —

— „Lose Blätter“ heißt die nächste Novität (5. Oktober) des Central-Theaters. —

— Die nummerierten Karten für die öffentlichen zehn Hauptproben der Symphonie-Abende der königlichen Kapelle (Dirigent: Weingartner) sind vorher im Abonnement zu haben. —

— Der Kammeränger Emil Göge ist in Berlin im Alter von 55 Jahren gestorben; Göge war in den achtziger Jahren einer der gefeiertsten Tenöre. —

— Die Große Berliner Kunst-Ausstellung 1901 ist am Sonntag geschlossen worden. Es wurden im ganzen 350 Werke verkauft. Der Landschaftsmaler Müller-Kurzwelsh hat seine aus 22 Bildern bestehende Sonderausstellung nahezu ausverkauft; auf einzelne Werke liegen 3-4 Nachbestellungen vor. —

— Eine deutsche Gesellschaft für orthopädische Chirurgie hat sich auf der Versammlung der Naturforscher und Aerzte in Hamburg gebildet. An der Spitze des Organisations-Komitees steht Dr. Milulicz-Breslau. —

— Ochsenbraterei auf dem Münchener Oktoberfest. Für den letzten Sonntag wurde eine besonderer Festloche präpariert. Das Thier wog lebend 18 1/2 Centner und gab etwa 9 Centner Fleischgewicht. Der Ochse darf nicht zu mager und nicht zu fett sein, dann braucht man 15 Pfund Salz, 4 Pfund Pfeffer, 200 Gramm Paprika, 6 Pfund feingewiegte verschiedenfarbige Grünware. Für jeden Ochsen braucht man 120 Liter Sauce, die aus einem Gefaße von je zehn Pfund Schweins- und Kalbsknochen, einem ganzen Ochsenkopf, 8 Pfund Rindsleder, 2 alten Fäßnern, mehreren Indiangerringen unter Zuthat von sehr guter Fleischbrühe und vier Flaschen Madeira gewonnen wird. —